

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 287. Bromberg, den 20. Dezember 1929.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(8. Fortsetzung.)

Noch immer mußte er glauben, daß vielleicht noch mehr dahinter verborgen sei, als nur das tote Pferd. Als er aber, die gespannte Pistole hoch gehoben in der Hand und den Finger am Drücker, darüber hinstieg, fand er die von dort ab wieder gerade auslaufende Felsspalte nicht allein vollkommen frei, sondern konnte auch in geringer Entfernung das Ende derselben erkennen. Ein Blick auf das Pferd genügte, um ihn zu überzeugen, daß es hier nicht zufällig gestürzt und verendet, sondern absichtlich von den Wilden getötet sei, um jedes weitere Vorrücken, für den Augenblick wenigstens, unmöglich zu machen.

Das schien ihnen gründlich gelungen; denn der Hauptmann, nachdem er den Platz untersucht und zu seinen Leuten zurückgekehrt war, beriet mit ihnen, was jetzt zu tun sei, um die vor dem Blutgeruch des getöteten Kameraden scheuenden Tiere vorbei zu bringen. Hatten die Wilden dem armen Schimmel doch sogar den Hals durchschnitten, und nicht drei von all den Pferden wären zu vermögen gewesen, über den Körper hinwegzusteigen, — ja vielleicht nicht eins. Außerdem hatten die Pehuenchen den Platz so schlau gewählt, daß man kein Mittel sah, das geschlachtete Tier zu entfernen. Nach der anderen Seite konnten sie es nicht bringen, denn es mußte an einen Lasso gehangen und geschleift werden, und nach dieser bildete der eingestürzte Felsen einen solch schiefen Winkel, daß es ebenfalls mit den größten Schwierigkeiten verbunden blieb. Außerdem hätten sie, wenn sie gleich ans Werk gingen, eine Blutspur durch den ganzen Paß gezogen, vor dem die Tiere vielleicht ebenso scheuen konnten.

Die Nacht brach herein, während sie, fast im Bereich des schlauen Feindes, nur durch den in ihre Bahn geworfenen Körper müßig und tatenlos liegen bleiben mußten. Adano biß die Zähne in wildem Grimm zusammen, aber die Gewalt half nichts. Geduldig mußten sie sich dem Unvermeidlichen fügen, und jetzt nur alles tun, um am nächsten Morgen nicht in ihren weiteren Verfolgungen gehindert zu sein.

Und wie schwierig war selbst der Rückzug aus dem Engpaß, da sich an einigen Stellen die Pferde nicht einmal umwenden konnten und zurückgedrängt werden mußten, um freie Bahn zu bekommen. Umsichtig ordnete indessen der Hauptmann alles an, um das Hindernis noch vor Tag zu entfernen, und doch so wenig Spuren als möglich zu hinterlassen. Acht von seinen Leuten mußten absitzen und einen Lasso um den toten Schimmel befestigen, dem dann noch ein zweiter zugefügt wurde, und zwei von den stärksten Pferden blieben, nachdem man sie umgewandt, zurück, um den Körper wenigstens um die Biegung des Felsens herumzubringen, ehe er völlig steif und unlenkbar wurde. Die Lassos wurden ihnen dann an den Gurtenring befestigt, den jeder Südamerikaner an seinem Reitzeug führt, und während die Soldaten hinten schoben und den schweren Körper zu lüften suchten, gelang es ihnen endlich nach fast einstündiger Arbeit, das tote Pferd bis vor den Felsen zu bringen, wo es liegen sollte, bis es völlig erkaltet war und beim Schleifen über den Kies kein Blut mehr verlor.

Indessen richteten sich die übrigen draußen ein Lager her, und nur Pedro, der Kundschafter, verließ dasselbe, um womöglich den Felsen zu ersteigen, und von da ab das Terrain zu überschauen, ob er vielleicht irgendwo die Feuer der Pehuenchen in der Nacht erkennen und dadurch die Entfernung bestimmen könne, in welcher sie sich befanden. Aber er machte den beschwerlichen Marsch ohne den geringsten Erfolg.

Adano beschloß, den Tag nicht abzuwarten, ehe er die Verfolgung wieder aufnahm. Seine Tiere hatten sich heute in der Kilaschlucht an den saftigen Schilfblättern ordentlich satt fressen können, und je eher sie hinaus auf die Ebene kamen, desto besser, — leuchtete doch auch der Mond durch den Paß. Vorsichtig hatte er schon vorher alle Blutspuren an jener Stelle soviel als möglich vertilgen und dicken Kies und Sand über die Stelle schütten lassen. Trotzdem weigerten sich die Pferde noch immer, den Platz zu passieren, bäumten wieder und schnaubten wie vorher, — die Dunkelheit mochte vielleicht dazu beitragen; denn dort hinein reichte das Mondlicht nicht und warf nur einen matten Dämmerschein in die tiefe Klamm, während der Geruch des Blutes jedenfalls noch zu frisch war.

Doch auch dagegen wußte der Chilene Rat. Er leerte einen Teil seines Pulverhornes auf der Stelle aus, und wie sich die Tiere wieder beruhigt hatten, entzündete er denselben mit seiner Zigarette. Das half. Sobald sich nur der Pulverdampf ein wenig gehoben hatte, trieb er sein eigenes Tier mit Sporn und Zügelpeitsche vorwärts. Anfangs scheute es ein wenig, aber der ihm unangenehme Geruch des Blutes war verwischt. Schnaubend und mit den Vorderfüßen ängstlich den Grund untersuchend, gehorchte es und passierte glücklich den fatalen Platz. Eins war vorangegangen, und die übrigen folgten leicht, so daß sie jetzt, in kaum einer halben Stunde, die sich beim Auslauf wieder erweiternde Mündung des Engpasses glücklich erreichten und ein breites Plateau betraten, das, einem ausgetrockneten See nicht unähnlich, inmitten einer niederen Hügelkette lag.

Bäume wuchsen hier nicht mehr, nur niederes, verkrüppeltes Holz, Strauchwerk, Myrten und an einzelnen Stellen dürftiges Kilarohr, ebenso kleine bunte Alpenblumen in Menge, und durch das Gebüsch führten Reit- oder Wildpfade nach jeder Seite hin. Aber nirgends ließ sich mehr eine Spur von Pehuenchen entdecken; kein Feuerschein verriet die Richtung, die sie genommen, und erst mit dem anbrechenden Tag konnte man den deutlich genug hinterlassenen Fährten folgen, die jetzt östlich durch die Hochebene führten.

Dorthin sprengten die Reiter mit dem Bewußtsein, kein Terrainhindernis mehr vor sich zu haben und ihren Feinden, sobald sie noch einmal in Sicht kommen konnten, an Zahl wie Leichtigkeit der Bewegung überlegen zu sein. Fort jagte der wilde Trupp in ein enges Seitental, das ihnen

wie sie hofften, einen besseren Überblick über das Land gewähren würde.

Das tat es auch in Wirklichkeit. Kaum waren sie ihm zwei- oder dreihundert Schritt gefolgt, als sie überrascht ihre Pferde einzügelten. Hier verschwanden die letzten Büsche; weit öffnete sich das Land, und vor ihnen lag, von einem wunderlichen, unheimlichen Licht beleuchtet, die weite, öde Pampas, lagen die kahlen Osthänge der Kordilleren, die sich in breiten Schluchten und Abstürzen gegen die baumlose, sonngebrannte Ebene hinabdehnten.

Im ersten Moment dachte keiner an den Feind, den sie bis jetzt verfolgt hatten; zu überwältigend war der Anblick, der sich ihnen bot, und er kam zu überraschend schnell. Das also war die Otra Banda, die noch keiner von ihnen, Pedro ausgenommen, je gesehen, das war der Tummelplatz der wilden Pehuenchenhorden, das der Herd all jener Kriege und Überfälle, die Tod und Verderben nicht allein an die Ufer des Stillen Meeres, nein, auch hinüber bis an den Atlantischen Ozean getragen hatten, und Chilenen wie Argentiner zugleich bedrohten.

Tief unten, und scheinbar dicht unter den Bergen, die hier lange nicht so steil abliefen als an den Westhängen, schlängelte sich ein Fluß oder Wasser durch die Ebene; deutlich ließ es sich an dem saftigen Grün erkennen, das seine Nähe hervorgerufen, wenn auch nur hier und da der blinkende Wasserspiegel sichtbar wurde; dort standen auch einzelne Baumgruppen, und da — der Hauptmann nahm rasch sein Teleskop hervor und öffnete es, — was für Punkte konnten das sein, die sich dort über die Fläche zogen? — Zelte, beim Himmel! — Die braunen beweglichen Wohnungen der Pehuenchen in großer Zahl, denn vierzig, fünfzig konnte er von da oben deutlich erkennen, wenn auch Feinde dazwischen zu unterscheiden. Oder hatten sich dort eFinde dazwischen zu unterscheiden. Oder hatten sich dort vielleicht gar die aus ihrer Heimat vertriebenen Araukaner versammelt, und warteten nur ihre Zeit ab, um über die Berge zurückzubrechen und Vergeltung für die in ihrer Heimat verübten Verheerungen zu üben?

Aber wo waren die Räuber, denen sie bis jetzt gefolgt? Die eingefurchten Hänge konnten sie allerdings recht gut verbergen; denn wenn sie nicht gerade auf einem der Kämme hielten, wären sie von dort oben nicht sichtbar gewesen. — Aber hier hatten sie die Tiere hinabgetrieben, deutlich ließen sich die Spuren im weichen Boden erkennen, und dort drüben hatte Pedro zuerst einen dunkeln, sich bewegenden Punkt an einem der linken Hänge entdeckt und machte den Hauptmann darauf aufmerksam.

Es waren in der Tat Indianer, die aus einer Senkung des Bodens heraus über den Kamm hin in eine andere hineinstiegen und dann nicht wieder zum Vorschein kamen. Aber es konnten nicht die Flüchtigen sein; denn ihre Richtung lag von Norden nach Süden auf sie selber zu. Rechts unten stieg gleichzeitig eine dicke qualmende Rauchsäule empor, die nicht von einem versteckten Lagerfeuer herrühren konnte, sondern augenscheinlich ein Zeichen sein mußte, das anderen in Sicht befindlichen Wilden galt. — Und dort nach rechts bewegten sich auch einzelne dunkle Gestalten, — dort oben auf der einen schroffen Kuppe hielt ein Reiter, und der dunkle Poncho wehte in dem sich jetzt stärker erhebenden Wind. Weiter unten wurden andere sichtbar, die aber ebenfalls nicht vor ihnen flohen, sondern den Hang zu ersteigen suchten, auf dem sie sich befanden.

„Caracho!" brummte Pedro zwischen den Zähnen, indem er dicht an Adanos Seite hinanritt. „Hütet Euch, Sennor! Die Schurken dort drüben fliehen nicht mehr vor uns, sondern suchen uns im Gegenteil den Rückweg abzuschneiden. Wir sind hier auf der Otra Banda, und der Teufel weiß, wie viele von den roten Halunken hier in den Schluchten versteckt liegen."

„Aber wir können das arme Mädchen doch nicht in den Händen dieser Wilden lassen?" rief der Hauptmann heftig aus. „Alle die Schufte halten nicht stand, sobald wir ihnen direkt auf den Leib rücken. Sie fürchten die Feuerwaffe mehr als ihren Pilian."

„Aber nicht hier auf ihrem Grund und Boden!" entgegnete der Kundschafter. „Glaubt mir, ich habe Angriffe von ihnen auf argentinisches Militär gesehen, die Euch die Haare zu Berge getrieben hätten. Und was wollen wir zuletzt mit unseren abgehetzten Pferden machen, wenn sie uns den Rückzug verlegen und mit ihren gesammelten Schwärmen über uns hereinbrechen?"

„Wer aber weiß denn, ob der Trupp, dem wir gefolgt sind, in der geringsten Verbindung mit jenen steht?"

„Seht Ihr dort den Rauch?" rief Pedro, rasch nach rechts hinüberdeutend. „Bei Gott!" Sie beantworten das Zeichen, und dort links drüben regt sich's ebenfalls wieder. Auf Eure Verantwortung, Kapitän, aber ich habe Euch gewarnt. Ich bin nur mit Euch herübergeritten, um der Spur der Diebe zu folgen, nicht aber, um mir aus besonderem Vergnügen den Hals abschneiden zu lassen. Wollt Ihr noch weiter vor, Sennor, so wünsche ich Euch gute Verrichtung und eine glückliche Heimkehr, ich aber reite, so rasch mich mein armer Brauner zu tragen vermag, durch die verwünschte Schlucht, zurück in sicheres Land, denn unsere Arbeit ist hier erfüllt."

Damit wandte er sein Tier, warf noch einen mißtrauischen Blick nach rechts und links hinüber, wo die jetzt deutlich aufsteigenden Rauchsäulen allerdings ein Verständnis zwischen den verschiedenen Trupps nicht verkennen ließen, und führte sein Pferd dann langsam den schmalen Pfad wieder hinauf, den sie erst vor kurzer Zeit heruntergekommen waren.

Adano scheute sich, seinem Beispiel zu folgen. Es drängte ihn vorwärts, und er mochte nicht nach Chile zurückkehren und melden, er sei vor dem Feinde geflohen, ohne daß ihn der nur angegriffen hätte. Wohl aber verhehlte er sich auch nicht die Gefahr, der sie ausgesetzt waren, wenn ihn die Indianer hier mit Übermacht angreifen und ihm den Rückweg in die Schlucht abschneiden sollten. Ruhig beobachtete er indessen die verschiedenen in Sicht befindlichen Horden, aber zu seiner Beruhigung konnte das nicht beitragen, daß jetzt noch an drei anderen Stellen ebenfalls Feuer entzündet wurden, die ihn und die Seinen in einem vollkommenen Halbkreis umgaben. Die Horde links war dabei völlig verschwunden, — von da aus, wo sie sich befanden, wenigstens nicht sichtbar; — sie konnte aber immer einer der Mulden aufwärts folgen, während die rechts, — wenn auch noch in beträchtlicher Entfernung, — offen den Kamm hielt und augenscheinlich die Höhe zu erreichen suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Soldat und die kleine Madonna.

Von Friede H. Kraze.

(Schluß.)

Allerdings ganz dunkel war sie nicht. Erstens blickte der milde Mond durch eins der hohen Bogenfenster und färbte die Heiligenmäntel blaßblau und rosenrot, aber vor allem war gerade über dem Soldaten ein feiner, heller Kreis, der kam von dem dünnen Heiligenschein der kleinen Madonna. „Da bist du ja", sagte sie auch gleich, als alles still war, mit ihrem hohen, feinen Stimmchen, das wie lauter silberne Glöckchen läutete. „Ach Gott, wie ich mich freue! — Nein, wie ich mich freue!"

„Du freust dich?" fragte der Soldat zweifelnd. „Aber ich habe dir doch einmal sehr weh getan mit meinem Schwert!"

„Ach", sagte die kleine Madonna, „das ist doch längst wieder geheilt."

„Aber ich hab' dich doch auch weggeschleppt", beharrte der Soldat.

„Ja", sagte die kleine Madonna, „sei nur nicht böse, wenn ich es zugebe, es war wirklich ein arger Schrecken damals. Ich wäre ja auch sehr gern bei dir geblieben, nur —" ihr kleines Gesicht wandte sich zu dem Kreuz über dem Hochaltar — „oh —" sagte sie, „Oh!"

Der Soldat folgte ihrem Blick, und ihm schien, er sah einen zarten Schimmer über dem Altar aufglühen an mehreren Stellen. Aber schon waren die Augen der kleinen Madonna wieder bei dem Soldaten, und ein so barmherziges, süßes Mutterlächeln ging um ihren runden kleinen Mund, daß der Soldat dachte: jetzt, gleich jetzt möchte ich ihr alles sagen, alles von Anfang an. Aber er drückte nur

seinen harten Bauernschädel ganz leise gegen ihre feinen Knie — „das ist mir schon heimgekommen", murmelte er, „daß ich dir so weh getan habe", und er zeigte auf seine zwei Stöcke.

„Oh", sagte die kleine Madonna ganz erschrocken, als sie alles gehört hatte, „wie mich das aber betrübt!" Und wollte sich gleich auf eine ganz gute Salbe besinnen, die man damals in Galiläa für so etwas gebraucht hatte. „Aber nein!" rief sie plötzlich und sah dem Soldaten ganz lange und tief in die Augen, „das sollte ja alles so sein", rief sie. „Und jetzt brauch' ich mich auch nicht mehr zu sorgen um dich!"

Da erzählte sie von jenem Abend am Feldrain, als er wie ein armer, großer Junge aussah, und jetzt hätte er doch ein ganz neues Gesicht bekommen! Darüber lachte sie vor Freude wieder wie lauter hohe silberne Glöckchen, und der helle Kreis von dem Heiligenschein lief immer hin und her dabei.

Die kleine Madonna mochte freilich lachen, wenn sie den Soldaten ansah. Sein Gesicht war wirklich ganz neu, nämlich wie blank geputzt. Auch seine Augen sahen nicht mehr leer aus, wahrscheinlich spiegelte sich der runde Heiligenschein in ihnen.

„Sag' doch", — die kleine Madonna hatte nur schnell wieder einmal zum Hochaltar hinübergeschaut, wo der zarte Schimmer an den verschiedenen Stellen jetzt ganz rosenrot schimmerte — „sag doch — warum hattest du denn einen so bösen Ärger auf mich, daß du mich beinah totgeschlagen hättest?" Und sie zog schnell die Lider über die Augen, weil sie sich ihrer Neugier schämte.

Der Soldat wurde rot und senkte das Gesicht. „Ach", sagte er verlegen, „es tut mir recht leid — aber — weil es doch eigentlich Abgötterei ist, dich als Himmelskönigin anzubeten."

Die kleine Madonna wurde ganz weiß im Gesicht vor Schrecken. „Aber nein", sagte sie zuletzt, „wer tut denn so etwas? Und Himmelskönigin?" Ihre Stimme zitterte.

„Ja", sagte sie nach einer Weile und versuchte wieder ganz tapfer zu sein, „siehst du, so sind nun die Menschen: man meint alles nur Liebe und Liebe, und sie machen daraus Ehre und Streit. Und zuletzt schlagen sie sich deswegen beinah tot. — Ach, sie dauern mich, die armen Kalmäuser!" Die kleine Madonna seufzte recht und drückte ihr Kindlein an die Brust. „Einen Sohn, der aller Welt Heiland wurde — und über den sollte eine Mutter sich erhöhen?" Sie errötete in der unsäglichen Demut ihres Magdtums vor Gott, und sie verneigte sich gegen den Hochaltar, wo die sanften Rosenscheine immer tieferen Glanz annahmen.

„Überhaupt eine Mutter", sagte sie dann schnell. „Hast wohl die deinige nicht mehr?" Ihre Stimme war sehr sanft.

„Hab' sie nie gekannt", sagte der Soldat, und etwas saß ihm dabei dick im Halse.

Die kleine Madonna streckte das Händchen aus den Kleidfalten. Jetzt ging es nicht mehr anders: sie mußte dem Soldaten ganz leise, leise über das struppige Haar streichen. „Armer Bub!" sagte sie. „Armer Bub!" Und der Soldat fühlte etwas wie eine warme Perle schnell seine Stirn herunterlaufen.

„Ich will dein Mütterlein sein", sagte die kleine Madonna während der Soldat so still hielt unter der streichelnden Hand, daß er kaum atmete. „Eine Mutter, die so viel Schmerzen hat um ein Kind — ach, die versteht wohl, wenn ein andres in Not ist. Komm —" sagte sie sanft, und in all ihrer süßen und zarten Kleinheit erschien sie dem Soldaten mit einemmal so hoch und so groß, daß er niederkniete und seinen Kopf gegen ihren milden Mutterschoß lehnte. — Er schluchzte.

„Sag' alles", bat die kleine Madonna. Aber ihre Stimme schien tief, tief aus dem Herzen der Erde zu kommen, wo die Mütter wohnen.

Da bekannte der Soldat alle seine Sünden, bis er zu dem Mägdlein kam mit den St. Barbarazweigen. „Soll ich?" Seine Stimme zitterte. „Es wird dir zu schwer sein und zu dunkel."

„Einer Mutter?" sagte die kleine Madonna — und auch ihre Augen waren weltentief geworden —, „nichts ist zu schwer und zu dunkel, wenn eine Mutter dem Kinde darf tragen helfen."

Da bekannte der Soldat auch dieses letzte, und da er mit einem bitterlichen Seufzer endete, wußte er plötzlich nicht, welches Gesicht vor ihm stand: ob das des gemarterten Mägdleins, oder jener Ältesten vom Bauern, die ihm in Demut gedient hatte und für die er keinen guten Blick gehabt. Da lächelte er sanft und zärtlich, und seine Augen winkten in die Ferne hin. Er dachte: Eigentlich müßte ich auch dieses noch der kleinen Madonna bekennen. Aber dann unterließ er es doch.

Es war doch zu süß, an einer Mutter Schoß zu knien und alles ihr hinzugeben, in Worten oder Schweigen, und Vergebung und eine neue Unschuld von ihr zu empfangen. Und da er eine Weile so gekniet hatte, hob er plötzlich den Kopf wie in jäher glücklicher Erkenntnis: „Wer den Sohn ehrt, sollte die Mutter nicht ehren?"

Die kleine Madonna antwortete dem Soldaten nicht. Mit der kleinen Hand wendete sie ganz zart sein Gesicht, daß er zum Hochaltar hinübersah, wo am Kreuz jetzt alle Wundmale des Herrn wie lauter Rubine glühten.

„Immer noch müssen sie bluten in ihm und in mir, der Mutter", sagte die kleine Madonna, und ihr Gesicht erschien entrückt und verklärt, „alle die vielen hundert Jahre nun bluten sie schon. Nur in der Christnacht leuchten sie so."

„Mein Sohn!" sagte sie, „ach, mein lieber Sohn!"

Ihre Stimme bebte von Liebe, während ihre Hand über das sture Haar des Soldaten glitt. Aber der Soldat wußte nicht: meinte sie den Herrn Christ am Kreuz, oder meinte sie ihn?

Ein Weihnachtsschmaus vor fünf Jahrhunderten.

Von Otto Schumann.

Wenn wir heute zum Christfest uns an die geschmückte Festtafel setzen, um außer anderen guten Dingen dem Karpfen, der Weihnachtsgans oder dem Puter zu Leibe zu gehen, und dabei im Geiste uns vorstellen, wie vor einem halben Jahrtausend unsere Vorfahren das Fest feierten, so können wir zwei große Unterschiede feststellen. Einmal, daß die Sitten sich gegen damals erheblich verfeinert haben, daß aber dafür eine heutige, noch so reich besetzte Tafel sich von dem, was ehemals geboten wurde, in geradezu kläglicher Weise in den Schatten gestellt sieht.

Auch in den guten Häusern des ausgehenden Mittelalters ließen die Tischsitten nach heutiger Auffassung so ziemlich alles zu wünschen übrig. Gabeln waren noch unbekannt, sie erschienen erst anfangs des 17. Jahrhunderts und galten lange als ausländische „Fatzkereien". Man behalf sich mit einem Messer, einem Löffel und Brotscheiben. Tischmesser in unserem Sinne erhielten nur Fürstlichkeiten und adelige Gäste; der gewöhnliche Sterbliche benutzte das Messer, das er stets bei sich zu tragen pflegte. Wurde hierin auch ein Unterschied gemacht, so herrschte andererseits insofern ein demokratischer Zug, als alle Hausbewohner, Herrschaft wie Gesinde, zusammen an einer langen Tafel saßen; letzteres also nicht in die Küche verbannt war.

In einem Hause, das etwas auf sich hielt, wechselte man die Teller zwei- bis dreimal im Laufe der Mahlzeit. Bei weniger feinen Leuten mußten sie dagegen vom ersten bis zum letzten Gange durchhalten. Bezeichnend ist, daß bei der Anstellung von niederen Geistlichen vielfach gleich bei der Wahl ausgemacht wurde, daß der Kandidat „den Teller nicht mehr als einmal wechsele". Dabei sprach wohl weniger die Sorge um das Geschirrwaschen mit, das die Gemeinde ja auch nichts anging, als der Wunsch, einen einfachen, bescheidenen Mann zu erhalten.

Was gab es nun alles bei solch einem Weihnachtsessen? Die Gans war schon damals ein seines Wohlgeschmacks und seiner Nahrhaftigkeit wegen sehr geschätzter Vogel, der Puter dagegen noch unbekannt. Es bedurfte erst der Entdeckung Amerikas, ehe er, wie auch die Kartoffeln und der Tabak, nach Europa kommen konnte. Aber statt seiner gab es andere Leckerbissen in Fülle. Da konnte man sich an in Wein gedämpften Schweinsohren ergötzen oder an einer gepökelten Gans, mit Ingwer, Pfeffer und Nelken kräftig gewürzt

und mit einer heißen Tunke aus Weißwein und Butter aufgetragen. Ein gefüllter gebratener Pfau, dem man die buntschillernden ausgebreiteten Schweiffedern nach der Zubereitung wieder eingesteckt hatte, bildete häufig das Prunkstück der Festtafel. Auch Walfischzunge und Walfischschwanz mit gedämpften Erbsen wurden an der Küste, vor allem aber in England, gern gebraten zu Weihnachten gegessen.

Außer diesen mehr als Delikatessen betrachteten Gerichten trug man Rinder-, Schweine-, Hammel- und Kalbskeulen in Mengen auf, dazu Hühner, Gänse und Enten, auf jede erdenkliche Weise zubereitet. Fleisch aller Art war ja vor 500 Jahren ganz erstaunlich billig.

Dagegen traten die verschiedenen Gemüse stark in den Hintergrund. Trockene Erbsen und Bohnen, auch wohl noch Zwiebeln, aber das war auch alles. Mit Salbei und anderen Küchenkräutern wurde jedoch nicht gespart, um das Füllsel für das gebratene Geflügel und die verschiedenen Tunken schmackhaft zu machen. In Frankreich kannte man wohl schon die feineren Sorten von Kohl, Rüben, Möhren und Pastinaken, die meisten davon fanden in Deutschland aber nur zögernd Eingang. Die Kunst des Salatbereitens harrte gleichfalls noch der Entdeckung.

Aber Käse gab es; nicht pfundweise abgewogen, sondern in ganzen Stücken — und was für Stücken! Gemäß der Vorliebe der Zeit für alles Gewürzte war der Käse nicht nur ein einfaches Molkereiprodukt, sondern er barg in seinem Innern allerlei kunstvoll eingefügte Zutaten. Außer Kümmel in ganzen Klumpen fanden sich manche andere Sorten von Samenkörnern, Kräutern und selbst Blumen in solch einem mittelalterlichen Käse, um ihm einen besonderen Geschmack zu verleihen.

Als Nachtisch dienten Äpfel, Birnen und Nüsse, ferner Quitten, die vor einem halben Jahrtausend weit verbreiteter waren als heute, was auch für Mispeln und Maulbeeren gilt. In Süddeutschland gab es ferner die aus Italien stammenden Granatäpfel; die Apfelsine bildete dagegen eine große Seltenheit und wurde erst einige Jahrhunderte später allgemein bekannt.

Die in England so geschätzte Fleischpastete erfreute sich auch schon in dem zu Ende gehenden Mittelalter größter Wertschätzung. Die Londoner Salzhändlergilde bewahrt noch eine im Jahre 1394 niedergeschriebene „Anweisung zur Bereitung einer höchst leckeren Wildpastete, am Weihnachtsfest zu essen". Der Kuriosität halber wurde im Jahre 1836 eine solche Pastete zubereitet, und sie erwies sich in der Tat, trotz des ehrwürdigen Alters des Rezepts von 442 Jahren, als außerordentlich wohlschmeckend. Für den, der Lust — und Geld — hat, sich diesen Genuß zu leisten, sei hier eine kurze Anweisung gegeben. Man macht eine Paste aus dem zerkleinerten Fleisch eines Fasans, eines Hasen und eines Kapauns, sowie je zweier Rebhühner, Tauben und Kaninchen. Die Masse formt man in Gestalt eines sitzenden Vogels, der alsdann mit den unzerkleinerten Herzen und Lebern der genannten Tiere gefüllt wird, wozu noch zwei Hammelnieren und Klöße aus mit Eiern angerichtetem Füllsel treten. Dazu verschiedene Gewürze und in Essig eingemachte Pilze, sowie eine Tunke aus den ausgekochten Knochen der ganzen beteiligten Menagerie.

Zur Nachahmung empfohlen und — Guten Appetit!



* **Der Weihnachtsmann fällt ins Wasser.** Der Glaube an den Weihnachtsmann und seinen getreuen Knecht Ruprecht schwindet bei den modernen Kindern leider mehr und mehr. Den Kleinen von Wilkesbarre in Pennsylvanien wäre es neulich aber beinahe noch viel schlimmer ergangen, mußten sie doch zu ihrem Entsetzen sehen, wie der Weihnachtsmann vor ihren eigenen Augen fast ertrunken wäre. Hatte da ein großes Kaufhaus, um den Kindern den Glauben an den Weihnachtsmann zu erhalten — und auch nebenbei so ein ganz bißchen Reklame zu machen —, bekannt geben lassen, der Weihnachtsmann würde an einem bestimmten Nachmittage im Kirby Park Geschenke verteilen. Nun geht aber auch dieser Freund der Kinder mit der Zeit mit, und so sollte er im Flugzeug kommen. Natürlich versammelten sich Tausende von Kindern zur angegebenen Zeit im Kirby-Park. Ihre Erwartung wurde nicht enttäuscht. Man hörte das Surren eines Propellers, ein Flugzeug nahte, man sah eine dick vermummte Gestalt mit einem großen Sack auf dem Rücken sich über Bord schwingen und langsam an einem Fallschirm hernieder schweben. Die Kinder staunten mit weit offenen Augen: wirklich, da kam der Weihnachtsmann in höchsteigener Person! Aber der Gute hatte Pech. Kurz vor der Landung faßte eine kräftige Bö den Fallschirm und warf ihn mit dem daran hängenden Weihnachtsmann in den unweit vorbei strömenden Fluß, den Susquehanna. Es wäre dem durch seine schwere Kleidung und den Sack Behinderten wohl schlecht gegangen, hätte nicht ein berittener Schutzmann schnell entschlossen seiner Rosinante die Sporen gegeben, den Verunglückten beim Kragen gepackt und an Land geschleppt. Die Kinder schrien vor Entzücken, als sie den triefenden Weihnachtsmann sicher am Ufer sahen; nun war er doch in der Lage, ihnen Weihnachten wie gewöhnlich ihre Geschenke zu bringen. — Der brave Schutzmann hat sich doppelt verdient gemacht; nicht nur um den ins Wasser Gefallenen, sondern auch um alle Väter und Mütter von Wilkesbarre; denn wie hätten diese mit ihren Kleinen das Christfest begehen können, wenn der Weihnachtsmann vor den Augen der Kinder im Susquehanna ertrunken wäre. Da diese aber mit eigenen Augen gesehen haben, wie er vom Himmel kam und wie er glücklich aus den kalten Fluten gerettet wurde, so dürfte sie fest davon überzeugt sein, daß es auch wirklich einen Weihnachtsmann gibt.

* **Zu schön, um echt zu sein.** Frau Fettams, eine junge Newyorkerin, deren Mann sein Vermögen mit einer achtstelligen Zahl beziffert, hatte sich wohl noch nie in ihrem Leben einer Autodroschke anvertraut. Kürzlich aber sah sie sich gezwungen, zu diesem für sie höchst unpassenden Verkehrsmittel zu greifen, weil ihr Wagen außerhalb von Newyork auf der Strecke geblieben war. Sie hatte einen Besuch bei Bekannten gemacht, und was war da natürlicher, als daß die junge Dame mit dem millionenschweren Mann ihr Perlenhalsband mit auf die Fahrt nahm? Andere sollten doch auch ihren Spaß an dem Schmuck haben! Nun begegnete aber der durch die Panne und die Fahrt in der bescheidenen Droschke erregten Dollararistokratin das Mißgeschick, daß sie ihre bewunderte Perlenkette in der Autotaxe liegen ließ, als sie vor ihrem Hause dem Wagen schleunigst entstieg. Der biedere Chauffeur fand den Schmuck bei der Rückkehr in die Garage und zeigte ihn seinen Kameraden: „Ob das Ding wohl echt ist?" Die anderen lachten ihn aus: „Mann, solche Perlen gibt es ja gar nicht. Selbstverständlich sind die Dinger alle falsch. Was willst du mit diesem Talmi erst zur Polizei laufen? Schenk sie deiner Alten." Der ehrliche Finder glaubte nun selbst nicht einen Augenblick länger an die Echtheit der Perlen und gab die Kette seiner Frau. Doch auch bei ihr kam er schlecht damit an: „Glaubst du, ich trage nachgemachtes Zeug, noch dazu, wenn es so plump ist? Da, dem Hund stehen sie besser." Tatsächlich hängte sie dem Tier die Kette um und kümmerte sich nicht mehr darum. Höchst erstaunt war die Biedere dagegen, als sie am nächsten Tag in der Zeitung eine große Anzeige las, in der Frau Fettams demjenigen, der ihr die verlorenen Perlen im Werte von fünf Viertel Millionen Dollars wiederbringen würde, eine angemessene Belohnung versprach. Als sich die Brave von ihrer Bestürzung notdürftig erholt hatte, stürzte sie in den Hof, wo ihr Hund stand und — sie atmete erleichtert auf — die „unechten" Perlen noch um den Hals geschlungen trug, sich aber nicht sehr wohl zu fühlen schien. Kurz danach befand sich Frau Fettams wieder im Besitz ihrer Riesenperlen, und der Chauffeur freute sich über 20 000 Dollar Finderlohn.

Lustige Rundschau

* **Unangenehmer Auftrag.** Stammgast: „Bringen S' mir noch a Glaserl Bier!" — Wirt: „Tja, Herr Bierdimpfel, Ihre Frau Gemahlin ist eben am Telephon gewest und hat mir gesagt, ich soll Sie 'rausschmeißen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.